

CATALIN DORIAN
FLORESCU

DER
FEUER
TURM



C.H. BECK

ROMAN

Zum Buch

Als er 1892 errichtet wird, ist der Feuerturm von Bukarest das höchste Gebäude der Stadt. 1989, beim Aufstand gegen die kommunistische Diktatur, ist er es längst nicht mehr, aber er war Zeuge eines ereignisreichen Jahrhunderts. Victor Stoica, dessen Familie seit Generationen Feuerwehrmänner stellt und beim Turm lebt, ist der erste, der mit dieser Tradition bricht. Aber sein Leben, das von einem tückischen Verrat gebrandmarkt ist, steht doch ganz im Zeichen des Turms. Victor, Opfer der Repression, der durch die Hölle gehen musste, erlebt 1989 wider Erwarten, dass es doch möglich ist, auf Freiheit und Glück zu hoffen.

In seinem fesselnden, ein Jahrhundert umfassenden Roman erzählt Catalin Dorian Florescu von den Wechselfällen der Geschichte, von Familie und Freundschaft, Verrat und Liebe, von der Kraft der Resilienz und vom sich wandelnden, bunten und dann wieder traurigen Leben in dieser Metropole. Die erschütternden Tage von Dezember 1989 erleben wir noch einmal in ihren Anfängen mit ... «Der Feuerturm», mit fünf Generationen der Stoicas und einer Fülle unvergesslicher Figuren, mit leisem Humor, unbestechlich und doch immer von Hoffnung getragen, ist ein großes, aufwühlendes Leseerlebnis.

Zum Autor

Catalin Dorian Florescu, geboren 1967 in Timișoara, Rumänien, ist ausgebildeter Psychologe und lebt als freier Schriftsteller in Zürich. Er hat bislang sieben Romane veröffentlicht. Bei C.H.Beck erschienen «Zaira» (2008), «Jacob beschließt zu lieben» (2011), «Der Mann, der das Glück bringt» (2016) und die Erzählungen «Der Nabel der Welt» (2017). Er erhielt u.a. den Anna Seghers Preis, den Schweizer Buchpreis, den Joseph von Eichendorff-Literaturpreis und den Andreas Gryphius-Literaturpreis. 2019 bekam er die rumänische Kavaliersmedaille für kulturelle Verdienste.

Inhalt

Kapitel 1: Die Legende vom Mann, der warnen wollte

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

* * *

Glossar



Danksagung



Kapitel 1

Die Legende vom Mann, der warnen wollte

Der Wald umschloss die kleine Stadt wie eine Faust. Ob es die Hand Gottes war oder die des Teufels, wusste niemand so genau. Wenn die Bewohner wieder einmal unsicher waren, bauten sie eine weitere Kirche aus dem Holz des Waldes, der großzügig ihren Glauben stützte. Sie schmückten sie mit Ikonen, weihten sie und fühlten sich geschützt, für eine Weile.

Es war Eichenholz, hart und belastbar, aus dem hier fast alles bestand: die Palisaden der Festung, die auf einem Plateau über dem Fluss Dâmbovița thronte, der Belag der Ulița Mare, der einzigen Gasse, die diesen Namen überhaupt verdiente; die Dachschindeln der schäbigen Häuser, wenn man sich so etwas leisten konnte – ansonsten reichte auch Schilf –, die Wiegen der Neugeborenen und die Särge der Toten.

Stein war rar, nur eine Handvoll Kirchen und Klöster, das Gefängnis und der Voievoden-Palast bestanden daraus. Der Schlamm auf Straßen und Wegen war zäh und tief, man erzählte sich, ganze Kutschen könnten darin versinken, und hoffte, dass mit diesen auch ihre Besitzer, die Bojaren, verschlungen würden, die vom Volk lebten. Oder die Armee der Osmanen, wenn sie wieder wie vor wenigen Jahrzehnten hier auftauchen sollte. Damals hatte

sie die Stadt, die diese Bezeichnung noch kaum verdiente, belagert und in Brand gesetzt. Es war die erste in einer langen Reihe von Katastrophen gewesen, die jahrhundertlang wiederkehren sollten und bei denen der Teufel stets die Oberhand behielt.

Man konnte nie sicher sein, was aus dem Wald kam. Deshalb schielten die Händler und Handwerker im Basar, die Bauern und Priester, die Wachen auf den Festungsmauern, die Bojaren, die Kinder, die lärmend im Fluss badeten, und die Frauen, die dort ihre Wäsche wuschen, immer ein wenig besorgt zu ihm hinüber. Er ernährte sie, wärmte sie und lieferte Material für Wiege, Bett und Bahre; für Werkzeug, Fuhrwerke und Kreuze, mit denen man die Grenzen des Lebens markierte. An den Stadtgrenzen hingegen standen Kreuze aus Stein.

Mal schmiegte sich der Wald an die Gemüsegärten und Weinreben der Außenbezirke an, spendete Schatten und Kühle; dann wieder wich er zurück und ließ Platz für Kornfelder und Weideplätze. So dicht beieinander wuchsen die Eichen, so unvorstellbar weit erstreckte sich der Wald – bis fast nach Moldawien, bis an den Karpatenrand und zum Ufer der Donau –, so wenige Wege führten in ihn hinein und wieder aus ihm heraus, dass man sich in ihm gut verstecken und beinahe sicher fühlen konnte.

Gewiss verengte er den Horizont auf einige Hundert Fuß. Wer aber wollte schon wissen, was hinter dem Horizont war? Hin und wieder erfuhr man es aus den Mitteilungen des Fürstenhofes oder schnappte in der Kneipe ein paar Sätze eines Händlers auf, der sich noch schnell betrinken wollte, bevor er zu bedeutenderen Orten weiterzog, nach Konstantinopel oder, jenseits der Karpaten, nach Transsilvanien.

Das genügte aber auch. Die Welt war eine Lichtung in einem unermesslich großen Wald, das Leben ein Grashalm auf dieser Lichtung, der jederzeit niedergetrampelt werden konnte. Mehr brauchte man nicht zu wissen. Die Osmanen waren schon einmal gekommen, auch die Tataren und immer wieder plündernde Söldnertrupps, bestimmt hatten sie den Weg hierher nicht vergessen.

Nicht die Bäume konnten sie davon abhalten zurückzukehren und auch nicht der Fluss, der im Frühjahr das tiefer liegende Land überflutete. Neben schwarzer, fruchtbarer Erde hinterließ er auch viele Sümpfe und Teiche. Auch sie waren kein Bollwerk gegen die Janitscharen, die Kapikulu und die Spahi des Sultans.

Der Teufel wusste immer einen Weg. So viele Kirchen man auch baute, so viele Ikonen man auch küsste, er war sehr schlau. Er stand daneben und wartete.

1592 dauerten die guten Zeiten schon zu lange, als dass man nicht misstrauisch geworden wäre. Nur die wirklich Alten, die vom Tod Vergessenen, konnten sich an den letzten, großen Hunger erinnern; die anderen höchstens noch an die Pest, die vor fast zwanzig Jahren in dieser Gegend gewütet hatte. Und zwanzig Jahre waren schon ein halbes Leben.

Der Marktflecken war gewachsen, um die Festung herum und entlang der Großen Gasse, die sich vom Osttor bis zur nordöstlichen Grenze der Siedlung erstreckte, wo eine kleine Holzkirche stand. Um sie herum lebten Töpfer, Kalklöcher, Schmiede, und etwas südlicher lagen die Gassen der Sattelmacher, der Kürschner, der Kessel- und Lampenmacher und der Barbieri.

Diese aber waren, in einer Stadt ohne Ärzte, für viel mehr zuständig als nur für die Bärte der Bewohner. Sie zogen eiternde Zähne, amputierten durch Wundbrand infizierte Glieder oder ließen zur Ader. Brauchte der Vel Vornic, der Richter, einen Gâde, dann wurde der Barbier auch zum Henker. Er schnitt Nasen, Köpfe, Hände ab, schließlich wusste er, wie man ein scharfes Instrument durch den Körper führt.

Es war keine schöne Stadt: zwei Klöster in den Hügeln am anderen Flussufer, die etwas fürs Auge boten, und im Westen des Fürstenhofes einige Häuser der Bojaren. Ansonsten ordentliche, aber ärmliche Behausungen der Händler und Handwerker und, je weiter man sich vom Fürstenhof und von der Festung entfernte, krumme, geduckte Bordeie aus Lehm und Stroh, die manchmal tief in die Erde eingegraben waren, wie wenn sie sich vor Scham verstecken wollten. Keine schöne, aber eine rege Stadt. Viel Volk trieb sich zwischen den Verkaufsbuden des Bazars herum, wo Russen Felle und Pelze verkauften, Serben Flechtwaren, Äxte und Messer, Griechen Heilkräuter und Oliven, Armenier Stoffe und Teppiche und rumänische Bauern Wein, Honig und Schafe.

Das Jahr hatte gut angefangen, der Winter war nicht allzu hart gewesen, die Tiere hatten, stark abgemagert, überlebt, und bisher war auch der Fluss nicht allzu sehr über die Ufer getreten. Man musste nur noch einige Male beten, dass im Sommer keine lange Dürre käme, im Herbst kein sintflutartiger Regen und im Winter kein monatelanger Frost. Dass die Geschäfte gut liefen, vielleicht sogar besser als letztes Jahr und besser als die des Nachbarn.

Man würde womöglich noch einen Sohn taufen und eine Tochter verheiraten und hoffen, dass die Mitgift reichte; man würde noch am Haus herumwerkeln, wieder in die Kirche eilen für einen

Heiligen, wegen einer Krankheit, eines Todes. Wenn die Stürme doch kamen und die Gassen sich zu schlammigen Rutschbahnen verwandelten, wenn die eisigen Ostwinde durch die Gärten pfffen, würde man in der Stube oder der Kneipe sitzen und warten. Ende des Jahres würde man wieder in die Kirche müssen, diesmal für eine heilige Geburt. Dann war das Jahr überstanden, man hatte wieder überlebt und alles begann von vorn.

Es war um die Zeit des Frühlingsmarkts, des Târgul Cucului, als man der Toten gedachte. Auf dem Markt kaufte man Kerzen und Schalen aus Lehm oder Holz, füllte sie mit Wein und Milch, mit gekochtem Essen und ging damit auf den Friedhof. Es gab Tote, die reich an Verwandten und Freunden waren; vor ihren Kreuzen türmten sich Geschirr und Kerzen, vor anderen Gräbern hingegen, jenen der armen Toten, brannte kein einziges Licht. Aber es war zu hoffen, dass die Toten mehr als die Lebenden miteinander teilten.

Für die Töpfer, die in ihren Öfen Tag und Nacht Krüge, Teller und Schalen brannten, war es die beste Zeit. Einige von ihnen waren so in ihre Arbeit vertieft, in einem Hof hinter der Holzkirche, dass sie die Schreie, die aus dem Wald kamen, zunächst nicht hörten. Als sie dann doch hinüberschauten, erblickten sie einen Mann, dessen Alter sie nicht einschätzen konnten.

Er war am Waldsaum aufgetaucht und schien sich vor etwas zu fürchten, was sich hinter ihm im Dickicht befand, denn er zeigte immer wieder in jene Richtung. Er lief auf sie zu, durch Gestrüpp, Bohnen- und Kartoffelfelder, fuchtelte mit den Händen und rief immer wieder etwas, das sie nicht verstanden.

«Kennt ihr ihn?», fragte einer.

«Na», antwortete ein anderer, der sich nicht festlegen wollte.

«Ne», war sich ein Dritter sicher.

«Und was ruft er da?»

Diesmal erntete seine Frage nur Schulterzucken.

Aber als der Mann fast auf ihrer Höhe war, kurz stehen blieb, hinter sich blickte und «Vin!» rief, glaubten sie zu begreifen. Eine Gefahr war im Anzug, galoppierte auf sie zu, vielleicht sogar Türken, Tataren oder der Teufel persönlich. Sie wollten ihn ausfragen, wer oder was da käme, aber der Rufer war schon weitergelaufen; also folgten sie ihm aufgeregt und schrien ihrerseits: «Vin!»

Alle vier tauchten sie bald in der Großen Gasse auf. Der Mann war zerlumpt, barfuß, seine Haut verkratzt, wie wenn er lange im Wald gelebt hätte. Vom Lärm angezogen, kamen die kleinen Leute, die jene Gegend bewohnten, aus ihren Höfen und Schuppen, Stuben und Läden. Außerdem fremde Händler, die sich in dem Markttort niedergelassen hatten und kaum verstanden, was da in großer Aufregung gerufen wurde.

Aber als sie die Blicke und die Gesten des Mannes sahen und man ihnen erklärte, dass auf Rumänisch «Vin», was für sie vor allem «Wein» bedeutete, auch «Sie kommen!» heißen konnte, meinten sie zu begreifen. Es dauerte nicht lange und auch sie hoben die Hände gen Himmel und klagten: «Oje, oje, was soll nur aus uns werden?»

Alle erkannten die Gefahr, die in diesem Wort anklang, was fast immer bedeutete, dass man sich entweder zum Kampf oder zur Flucht rüsten musste, um sich im Bauch des Waldes zu verstecken. Das Wort war tausendmal durch Täler und Berge, durch die Gassen der Dörfer und Städte gewandert. Es war von Mund zu Mund geeilt, über Flüsse gehüpft und von den Häusern der Armen auf die der Reichen übergesprungen. Eine solche Gefahr machte keine

Unterschiede. Es war, neben ‹Gott›, das einzige Wort, das alle in ihrer Angst einte.

«Wer kommt? Türken? Tataren? Kosaken? Ungarische Söldner? So sprich doch!» Aber der Mann blieb bloß bei seinem kurzen, trockenen ‹Vin›. Einige jammerten weiter, andere fluchten und wiederum andere begannen im Stillen, Säcke mit dem Nötigsten vollzustopfen und auf Karren zu laden. Der Rufer ließ sich nur kurz aufhalten und setzte dann seinen Weg durch die Gasse fort, vorbei an Wohnhäusern und Verkaufsbuden, an Käufern und Herumlungernden, die ihn erstaunt und besorgt musterten, während das eine Wort sich wie ein Lauffeuer auf dem Markt verbreitete. Es setzte die Gemüter aller in Brand und stürzte das Städtchen ins Elend.

Wer auch immer aus dem Wald käme, würde sicher plündern, schänden, niedermachen. Also beschlossen die einen, zum Fürstenhof zu gehen, um in der Festung Schutz zu finden, die anderen, das Weite zu suchen. Während die Kirchenglocken Gefahr läuteten, leerte sich die Stadt, die Festung nahm einen Teil der Bewohner auf, dann schlossen sich wieder ihre Tore. Der Wald war großzügiger.

Bald legte sich eine trügerische Stille über die Gassen. Wer noch in den Häusern ausharrte, spitzte die Ohren, um rechtzeitig den Lärm einer herannahenden Armee oder einer wilden Reitertruppe zu erkennen. Auf den Laufgängen der Palisaden standen der Fürst, der Vel Vornic, die Offiziere und Soldaten und spähten nach verdächtigen Bewegungen am Waldrand. Aber es kamen bloß einige Händler mit ihren Karren und Eseln aus dem Forst, und als sie im Städtchen niemanden antrafen, kehrten sie aus Angst wieder um.

Nur die angeketteten Hunde bellten, die anderen Tiere waren mitgenommen worden.

Es dauerte Stunden, bis die Späher, die man losgeschickt hatte, um sich Klarheit zu verschaffen, wieder zurückkehrten. Sie hatten nichts Außergewöhnliches entdeckt. Sie waren meilenweit durch den Wald geritten, ohne eine Menschenseele zu erblicken. Höchstens Bauern aus den Dörfern, die Holz holten oder auf den Waldlichtungen ihre Schafe weideten, aber niemand hatte etwas von einer Gefahr gehört.

Da Frieden mit den Osmanen herrschte, da man keine Berichte erhalten hatte, dass Tatarenhorden unterwegs seien, entschied man, die Kirchenglocken zur Entwarnung läuten zu lassen und alle Bewohner nach Hause zu schicken. Es dauerte eine Weile, bis die Menschen den Wald verließen, der Markort sich wieder bevölkerte und das Leben seinen gewohnten Gang nahm. Wann immer allerdings jemand in einer Kneipe «Vin!» rief, der sich eigentlich nur betrinken wollte, zuckten alle anderen zusammen und dachten an einen Überfall.

In den nächsten Monaten tauchte der Unbekannte mehrmals wieder auf. Einmal im Norden der Siedlung, bei der Kirche Särindar, und die Ersten, die ihn rufen hörten, waren die Popen. Sie waren es auch, die ihn davor bewahrten, von den Gerbern, die dort ihre Werkstätten und Geschäfte hatten, geschlagen und ertränkt zu werden, nachdem sie den ersten Schreck überwunden hatten.

Die Popen behaupteten, es sei Sünde, einen verwirrten Geist zu töten, und rückten nicht davon ab, auch als die Menschenmenge anwuchs und jemand rief: «Verwirrt mag der Bursche sein, aber nur, weil er besessen ist!» Die Popen bereiteten die Kirche für die

Liturgie vor, die für Sünder und Verrückte aller Art vorgesehen war, aber als sie ihn holen wollten, war er verschwunden.

Ein anderes Mal wurde er im Süden der Stadt gesehen und gehört, auf dem holprigen, schlammigen Weg, der zur Donau und damit an die Grenze des Osmanischen Reichs führte. Auf dieser Straße zogen die Gesandten und Karawanen aus Konstantinopel in die Stadt ein, die Emire, Paschas und Capigi.

Nachdem man sich auch hier zunächst geängstigt hatte, wollte man ihn anschließend erhängen. Man hatte den Strick bereits geknotet, als sich ihm plötzlich eine alte Frau näherte, ihn prüfend ansah und glaubte, in ihm ihren eigenen Sohn zu erkennen, der vor vielen Jahren im Wald Holzhacken gegangen und seitdem nie wieder gesehen worden war.

Sie nahm ihn bei der Hand, die wütende Menge teilte sich und ließ die beiden durch. Zu Hause wusch sie sein Gesicht und seinen Oberkörper, gab ihm frische, fetthaltige Milch und altes Brot zu essen, dann ließ er sich von ihr zum Bett führen, zudecken und schlief gleich ein. Sein Schlaf war tief und ruhig, wie der von Menschen mit gutem Gewissen. Am nächsten Morgen war er wieder weg.

Wenn er später in den engen, gewundenen Gassen des Marktfleckens gesehen wurde, rief er immer noch «Vin!», aber weniger inbrünstig. Manchmal murmelte er das Wort nur noch, dann wieder spie er es plötzlich einem Vorübergehenden ins Gesicht, den er zuvor am Kragen gepackt hatte. Die Leute lachten ihn inzwischen nur noch aus oder waren nachsichtig mit ihm wie mit einem Kind. Weil man seinen Namen nicht kannte, rief man sich entlang der Gasse zu: «Passt auf, da kommt ‹Sie kommen!›»

Die Wirte legten ihm die Arme um die Schultern und führten ihn in ihre Kneipe, damit die Gäste etwas zu lachen hatten. «Ein Hoch auf ›Sie kommen!‹», wurde geschrien. Man schenkte ihm großzügig Wein ein, denn man war inzwischen ohnehin der Meinung, dass er gar nicht warnen wollte, sondern bloß durstig war. In einer Kneipe fanden ihn auch die Stadtwächter und brachten ihn in die Festung, damit er sich vor dem Vel Vornic verantwortete.

Dieser saß auf Kissen gebettet im Diwan, dem Raum des Fürstenhofes, in dem Gericht gehalten wurde und der von oben bis unten mit orientalischen Teppichen bedeckt war. Gehüllt in einen Pelz, obwohl es schon Sommer war, und mit einer Bojaren-Fellmütze auf dem kahlen Kopf, beobachtete der Richter den Mann mit kleinen, bösen Augen. Neben ihm saß der Vătaf, ein junger Kapitän, der für die Unruhestifter, die Streitsucher, die Diebe und Raufbolde, für jene, die Gewichte und Waagen fälschten oder das Brot zu teuer verkauften, zuständig war.

«Wie heißt du?», fragte der Richter, der wegen seines gichtigen Beins kaum sitzen konnte und schnell zu einem Ende kommen wollte.

«Iane, Bojare.»

«Wessen Sohn bist du?» Der Mann schüttelte den Kopf, wie um zu verneinen, dass er irgendjemandes Sohn war. «Jeder ist der Sohn von jemandem.» Der Vel Vornic verzog gequält das Gesicht. «Kennst du ihn? War er schon mal im Gefängnis?», fragte er den Kapitän.

«Man müsste ihn zuerst gründlich waschen, dann könnte man vielleicht sein Gesicht erkennen.»

«Bist du überhaupt aus der Gegend?»

Auch diesmal folgte nur ein Kopfschütteln.

«Wer schickt dich, um hier Unruhe zu stiften?», fragte jetzt der Kapitän. «Fremde? Feinde? Sprich endlich!»

«Niemand schickt mich, Bojare.»

«Wieso rufst du dann ständig ‹Sie kommen›? Du hast die Leute in der Stadt in Angst und Schrecken versetzt.»

«Aber sie kommen doch.»

«Wer?»

Der Mann blieb stumm.

«Ich glaube», flüsterte der Vătaf dem Vel Vornic ins Ohr, «der ist nur ein Dummkopf. Wir sollten ihn aber für eine Weile einsperren, als Mahnung für die anderen.»

«Vielleicht ist er ein Dummkopf, vielleicht aber auch ein Auführer.»

«Dann bleibt er drinnen, bis wir entschieden haben, was genau er ist.»

Mit einem fast unmerklichen Kopfnicken beendete der Richter das Verhör, und während der Kapitän versuchte, ihm auf die Beine zu helfen, wurde Iane abgeführt.

Das Gefängnis war im Gegensatz zu den meisten Gebäuden des Fürstenhofes aus Stein, befand sich an der südöstlichen Ecke der Festung, unweit des Osttores, aber abgeschieden von allen anderen Gebäuden, die den Fürstenhof wie ein kleines Dorf erscheinen ließen. Rund um den kleinen Palast aus behauenen Steinblöcken und Ziegelsteinen und die fürstliche Kirche gleich daneben drängten sich die Küchenräume, die Stallungen mit den vierzig, fünfzig Pferden des Fürsten, die Ställe voller Kühe und Schweine, die Schlafräume der Mägde, Knechte, Diener und Wächter.

Als man ihn hineingestoßen hatte, waren Iane im dämmrigen Licht nicht sofort die anderen zusammengekauerten Körper aufgefallen. Erst als er über einen Menschen stolperte, über einen anderen stürzte und laut geflucht wurde, wusste er, dass er nicht allein war. Er erkannte drei Gestalten, die mit ihm den Gestank aus Urin, Dreck und Schweiß teilen mussten.

Er suchte sich einen Platz aus, wo er sitzen konnte. Niemand rührte sich oder wollte etwas von ihm wissen, bis das Essen von einem alten Knecht, der sich ihm als Petriman vorstellte, in einem Holzeimer gebracht wurde. Dann kam in ihrem Verlies etwas Leben auf, und jeder schmatzte zufrieden in seiner Ecke.

Um etwas von der Welt zu sehen, stiegen die Gefangenen nacheinander auf einen Hocker, stellten sich auf die Zehen und reckten sich. Dann konnten sie durch das winzige Fenster blicken, das sich in einiger Höhe befand. Iane verfolgte alles ohne besonderes Interesse. Draußen, erfuhr er, waren nur einige Mägde, die Gänse rupften, und ein Wächter zu sehen, der sich den Frauen mit einem süßlichen Lied empfahl.

Die Abenddämmerung setzte ein.

«Was hast du verbochen?», fragte ihn einer, der näher gerückt war.

«Ich habe Angst und Schrecken verbreitet.»

«Du? Bist du denn eine Horde wilder Tataren? Oder ein fliegendes Licht am Himmel, das Tod und Elend ankündigt? Oder gar der Teufel selbst?» Der Mann fasste ihn am Arm: «Oh ja, ich kann den Schwefel riechen. Umso besser, so kann ich mich daran gewöhnen. Am Sonntag lande ich direkt vor seinen Pferdefüßen, nachdem sie mich geköpft haben.»

«Immerhin ist es bei dir schnell vorüber. Mir gießen sie Blei in den Mund», wandte ein anderer ein.

«Und ich? Mich peitschen sie aus, dann brechen sie mir die Füße. Ich werde nie wieder gehen können.»

«Aber immerhin wirst du leben.»

«Am Boden kriechen werde ich. Betteln werde ich. Das ist kein Leben.»

«Und wie wirst du bestraft werden?» Iane zuckte stumm mit den Schultern.

Tatsächlich wurden die drei am Sonntag abgeführt. Unter Tränen flehten sie abwechselnd Herrgott oder den Vel Vornic an, der draußen auf sie wartete. Ihre Schreie und das Jubeln der Menge konnte Iane gut hören, der Hinrichtungsplatz war in jenen Tagen nicht allzu weit von der Festung entfernt. Es wurden neue Verurteilte hineingebracht, manchmal auch Frauen, selten blieb die Zelle nur Iane vorbehalten. Manche redeten gar nicht, andere hingegen den ganzen Tag und haderten mit ihrem Schicksal. Dass Iane schweigsam war, kam ihnen gelegen.

Unter ihnen gab es Mörder, Huren, Diebe, Raufbolde, Gotteslästerer. Den Glücklicheren standen nur zehn Schläge auf das Schienbein oder auf die Füße bevor, weil sie im Basar gestohlen hatten. Für die Streitsüchtigen und für jene, die sich geprügelt hatten, waren fünfzig Schläge vorgesehen. Wieso das so war, konnte niemand sagen. Das entschied allein die Laune des Richters.

Iane wurde vergessen. Wochen und Monate vergingen, und niemand holte ihn ab, um ihm die Nase abzuschneiden, die Füße zu zertrümmern oder die Zunge auszureißen, die passende Strafe für sein Vergehen. Jedes Mal, wenn die Tür aufging, stand er auf,

bereit, den Wächtern zu folgen. Aber man war nicht für ihn gekommen.

Iane gewöhnte sich an den Schwebezustand, er fragte und protestierte nicht, aß das karge Mahl, das ihnen Knecht Petriman hin und wieder brachte, und hörte unbeteiligt die Neuigkeiten, die er ihnen erzählte. So erfuhr er Ende Juli 1593 – ein Jahr war er schon im Verlies –, dass sich am Himmel ein fliegendes Licht gezeigt hatte, ein Stern mit Schweif, und dass alle im Städtchen verängstigt waren. Durch das kleine Fenster ihrer Zelle konnten die Gefangenen erkennen, dass im Hof im Licht der Fackeln der Fürst, der Vel Vornic, die Mägde, Köche und Wächter standen, zum Himmel zeigten und sich aufgeregt unterhielten. Das aber war noch nicht alles.

In jenem Sommer verdunkelte sich sogar die Sonne für anderthalb Stunden. Die Tiere wurden unruhig, die Hunde bellten anders, die Hühner legten sich schlafen, die Vögel flogen nicht mehr und es wurde kühl und dunkel. Die Menschen eilten in die Kirchen, aber die Popen wollten sie nicht trösten: «Seht ihr, was passiert, wenn ihr dauernd sündigt? Vielleicht bleibt die Sonne jetzt für immer dunkel.» Trotzdem wurde es wieder hell, der Himmel hatte Gnade mit den Menschen, noch herrschte kein Weltuntergang, man konnte aufatmen. Aber nicht für lange.

Kaum hatte man das überstanden und hatte sich wieder ein Herz gefasst, war auch auf den Mond kein Verlass mehr. Eines Abends wurde er kurz nach Aufgang dunkel. Wieder wurden die Kirchen gestürmt, die Ikonen geküsst, Messen gehalten, es wurde innig gebetet, es wurden die Heiligen angerufen, Herr Jesus und die heilige Mutter Maria angefleht. Das alles hatte Wirkung, der Mond zeigte sich wieder, die Erde war vorerst gerettet, die Menschen

konnten aufatmen, mussten aber auf der Hut bleiben. Solch eine geballte Ladung an Warnzeichen konnte nur eines heißen: Es kamen bestimmt schlechte, sehr schlechte Zeiten auf die Stadt zu.

Zuerst aber kam ein neuer Fürst. Petriman erzählte den Gefangenen, dass Mihai Vodă mit viel Gefolge in die Stadt eingeritten war. Die Fanfaren, die Kirchenglocken und den Jubel des Volkes hatten sie sogar im Gefängnis gehört. Mihai Vodă ritt in die Festung, später gab es ein Festessen für die Bojaren und es wurden Almosen an Kirchen und Arme verteilt. Das Volk durfte auf Kosten des neuen Herrn essen und trinken und drei Tage lang feiern.

Iane blieb vergessen und auch die Warnzeichen verblassten im Gedächtnis der Menschen, da das Schlechte auf sich warten ließ. Allmählich, unsichtbar, aber unaufhaltsam neigte sich die Waage auf die Seite der Bedrohung. Alles ging noch seinen gewohnten Gang: Kinder und Kälber wurden geboren, manche starben gleich wieder, als ob ihnen nur ein kurzer Blick auf diese Welt gestattet worden wäre. Oder als ob sie sich ernüchert wieder von ihr abwandten.

Hochzeiten wurden gehalten, Besäufnisse auch, getauft wurde fleißig, gehurt, manchmal auch geliebt, blasphemisch geflucht und gelogen, sodass man sich wieder beeilen musste, in die Kirche zu gehen. Aber das Leben wurde härter, der Druck der Abgaben größer, so wie der Hass auf die Osmanen, denen man immer höheren Tribut schuldete.

Mehrmals hatten die Vertreter der Stadt Mihai Vodă erklärt, dass die Seele des Volkes brodelte. Mehrmals hatten Stadtwächter Türken davor retten müssen, gelyncht zu werden. Jedermann wusste, dass sie nur da waren, um die Interessen der Hohen Pforte durchzusetzen. Man sah nun regelmäßig den Fürsten besorgt auf

dem Palisadenwall umhergehen. Von dort oben starrte auch er in den Wald, als ob er sich von ihm Antworten verspräche. Oder er blickte über den Wald hinweg, über die grünen Wogen, deren Ende nicht zu sehen war. Am Horizont schien etwas zu sein, was seine Stimmung nicht gerade förderte.

Dann kam der Tag, an dem die Gefängnistür aufging und Ianes Name gerufen wurde. Ungläubig und unsicher auf den Beinen trat er zum ersten Mal seit zwei Jahren wieder ins Freie. So sehr hatten sich seine Augen des Tageslichts entwöhnt, dass er lange brauchte, bis er etwas erkennen konnte. Vor ihm standen ein reich gedeckter Tisch und ein Stuhl. Er musste sich sehr beherrschen, so ausgehungert war er, um nicht gleich über das Lammfleisch, den Käse oder den Wein herzufallen.

In einem langen, mit Goldfaden verzierten Mantel stand der Fürst da und musterte ihn. Mihai Vodă war eine prächtige Erscheinung: groß, mit einer spitzen Nase, kräftigen Augenbrauen und einem dichten, schwarzen Bart. «Setz dich und iss!», sagte der Herrscher leise, aber bestimmt. Er musste seine Aufforderung wiederholen, da Iane sich nicht von der Stelle rührte.

Während Iane gierig aß und dabei genussvoll schmatzte, schaute ihm der Fürst eine Weile aufmerksam zu.

«Du bist also ‹Sie kommen›», sagte er dann. «Einer meiner Männer hat sich an dich erinnert. Er sagt, dass du entweder ein Narr oder ein Seher bist. Was bist du denn?»

«Ein Narr, Măria ta. Bestimmt nur ein Narr.»

«Kannst du nicht doch Dinge sehen, Warnzeichen, die Zukunft? Kannst du vielleicht erkennen, welche Entscheidung ich treffen soll?»

«Ich ziehe vor, nichts zu sehen. Außerdem, wenn ich die Zukunft voraussagen könnte, wäre ich überhaupt in dieser Lage?»

«Du bist doch nur ein ausgebuffter Lügner. Ich lasse dich frei, wenn ...»

Aber Iane schüttelte kräftig den Kopf und verweigerte jede weitere Antwort. Der Fürst, mehr amüsiert als verärgert, streichelte seinen Bart und schien zu überlegen, was er mit ihm tun sollte. Für einen Augenblick stand es auf der Kippe, ob er ihn hinrichten oder doch freilassen sollte. Aber auch er traf keine Entscheidung und Ianes Haft ging weiter.

Einige Tage später hörten die Gefangenen Kanonenschüsse, und sie eilten zum Fenster, aber es war nichts zu sehen außer einigen Hofbediensteten und Wächtern, die auf den Palisaden standen und sich über das freuten, was in der Stadt geschah. Das Osttor wurde geöffnet und ein Reitertrupp, der sich in der Festung bereitgehalten hatte, galoppierte hinaus.

Von draußen drang ein furchtbarer Lärm bis zu ihnen, der sich vom Basar aus auf die ganze Stadt verbreitete, zuerst klang er undefinierbar, aber bald erkannten sie Schreie und Rufe auf Türkisch, manchmal dicht am Palisadenwall. Einer, der die Sprache verstand, erklärte ihnen, dass es Hilferufe seien, dass da Leute um das eigene Leben flehten. Dass Gebete und Verwünschungen gegen die Angreifer ausgestoßen würden.

Allah war groß, aber nicht groß genug, um die Türken der Stadt zu warnen und zu beschützen. Er hatte sie vergessen, sie dem walachischen Schwert überlassen und den Messern der christlichen Söldner. Und als es dunkel wurde, leuchtete ein schwerer Brand, dessen Ursachen sie noch nicht kannten, den Himmel aus. Der alte

Knecht, ihre einzige Verbindung zur Außenwelt, besuchte sie und erklärte ihnen mit kaum unterdrückter Freude die Ereignisse in der Stadt.

«Unser Fürst hat all seinen türkischen Gläubigern versprochen, sie auszuzahlen, und sie in ein Haus nicht weit von hier eingeladen. Die waren so gierig, dass sie bis zum Schluss nicht gemerkt haben, dass es eine Falle war. Ich habe es von einem, der dabei gewesen ist, gehört. Als sie alle im Hof versammelt waren, wurden die Tore geschlossen. Erst dann sind sie unruhig geworden und haben versucht, sich zu befreien, aber es hat ihnen nichts genützt.»

Jetzt schwieg er, weil er gern gebeten wurde weiterzuerzählen.

«Und was ist dann geschehen?»

«Na, was wohl? Zuerst haben unsere Leute alles angezündet und dann, um sicherzugehen, mit Kanonen auf sie geschossen. An die Hundert waren es, keiner hat's überlebt. Alles bis auf den Grund verbrannt und brennt weiter. Hab's mit eigenen Augen gesehen, bin natürlich sofort hingegangen. Wie sie gerufen und gefleht haben!»

«Und was geschieht jetzt in der Stadt?»

«Na, was wohl? Sie bringen die restlichen Türken um. Jetzt sind sie an der Reihe. Kann persönlich bezeugen, hab es von den Palisaden aus gesehen. Was für ein schönes Gemetzel!» Und weg war er.

Die ganze Nacht waren noch Schreie und Weinen zu hören, es verstummte nur nach und nach und es dauerte lange, bis die Stadt wieder zur Ruhe kam und das Blut von den Gassen gewaschen war. Da waren sie plötzlich, die schlechten Zeiten, wenn sie auch zunächst als flüchtiger Sieg und gestillter Rachedurst daherkamen. Aber sie hatten auch mit einem Brand begonnen, der alle anderen

Brände vorwegnahm, die diese Lichtung im Wald, diese Stadt aus Holz und Lehm noch heimsuchen sollten.

Auf den nächsten Brand musste man gar nicht lange warten. Einige Monate später, im August 1595, kündigte er sich an, als eine Osmanen-Armee von hunderttausend und mehr Soldaten, mit Sinan Pascha an der Spitze, über die Donau setzte und sich auf den Weg nach Norden machte. Der alte Knecht erzählte Iane, der nun allein im Verlies saß, dass der Fürst vor der Stadt nur zehntausend Kämpfer mit zwölf Kanonen zusammengezogen hatte, Walachen und Ungarn, die am nächsten Tag gegen die Ungläubigen losziehen sollten. Er war sich nicht sicher, ob das wirklich ein großartiges Gemetzel werden würde.

Der Fürst verließ die Festung am nächsten Morgen, nachdem er vorher die Kirche gleich neben dem Fürstenhof besucht hatte. Iane stieg auf den Hocker und konnte durch das kleine Fenster sehen, wie sich der Fürst entschlossen auf sein Pferd setzte, wie seine Offiziere sich um ihn versammelten, wie das Tor geöffnet wurde und sie hinausritten.

Die nächsten Stunden und Tage wartete die ganze Stadt auf Nachrichten. Alle blickten sorgenvoll zum Waldrand hinüber und meinten dann und wann Sinan Pascha persönlich zu erblicken. Jeder wurde mit Bangen empfangen und ausgefragt, der aus dem Dickicht trat. Doch Nachrichten kamen, überbracht von zwei abgekämpften Reitern, die in die Festung hineingelassen wurden.

Sie wurden im Hof vom humpelnden Richter empfangen, der bei jedem ihrer Worte jauchzte. Dann schleppte er sich bis zur schmalen Holztreppe, die auf den Wall führte, und geriet dort aus Ianes Blickfeld. Wenig später aber konnte Iane hören, wie der Mann mit der ganzen Kraft seines kranken Leibes rief: «Sieg!» Das Wort wurde

wie ein Echo von Hunderten von Kehlen aufgenommen und weitergetragen.

Knecht Petriman tauchte mit einer doppelten Ration Lammfleisch auf und konnte es kaum erwarten, die Neuigkeiten zu erzählen.

«Frag doch!», forderte er Iane auf, aber als dieser nichts desgleichen tat, sagte er: «Ich erzähl es dir trotzdem. Ich habe es von einem erfahren, der die beiden Reiter am Tisch bedient hat. Den ersten Angriff hat unsere Kavallerie geführt und ihre Kavallerie zurückgedrängt. Dann hat Sinan an die zwölftausend Männer losgeschickt und auch die haben wir geschlagen. Am zweiten Tag aber hat er mit all seinen Leuten von drei Seiten angegriffen und wir konnten nicht mehr standhalten, also haben wir uns zurückgezogen und alle Kanonen verloren. Aber am dritten Tag haben wir einen mächtigen Gegenangriff gestartet und Mihai Vodă an der Spitze war der reinste Teufelskerl. Wenn die Türken ihn gesehen haben, sind sie entsetzt geflohen. Sogar Sinan ist in einen Fluss gefallen und hat seine letzten Zähne verloren, einer der beiden Reiter hat ihn mit blutigem Mund gesehen. Was für ein schönes Gemetzel war das! Schade, dass ich zu alt zum Kämpfen bin.»

Aber schon zwei Tage später merkte Iane, dass es im Hof ein hektisches Treiben gab. Panisch schienen sich die Leute auf die Flucht vorzubereiten. Der Knecht öffnete hastig die Tür, aber das, was Iane am meisten interessierte, der Holzeimer mit dem Essen, den hatte er nicht dabei.

«Man kann sie nicht aufhalten, es sind zu viele. Die Unsrigen sind in die Karpaten geflohen und hoffen auf Unterstützung aus Transsilvanien. Bald sind die Türken hier. Die Stadt ist schutzlos, alle machen sich bereit, um in den Wald zu flüchten, oder sind schon dort. Ich habe auch gepackt und mache mich gleich davon.»

Du solltest ebenfalls abhauen, es gibt keine Wächter mehr. Wenn dich der Türke findet, macht er dich kalt. Hörst du, was ich sage? Sie kommen! Nichts wie weg hier.»

Die Tür stand offen, aber Iane zog das Fenster vor und schaute zu, wie sich die Festung leerte. Er brauchte lange, bis er sich entschließen konnte, ins Freie zu gehen. Seine ersten Schritte waren unsicher, er war jederzeit bereit, sich rasch wieder in das vertraute Gefängnis zurückzuziehen. Obwohl sich niemand zeigte, kehrte er nach wenigen Metern um, und es brauchte einige Stunden und vor allem mächtigen Hunger, damit er wieder seinen Platz verließ. Er schaute sich in Schuppen und Ställen um, aber sie waren leer. In der Küche fand er Essensreste, packte sie in ein Tuch und trug sie quer über den Hof zu sich ins Gefängnis.

Später stieg er auf die Mauer hinauf, duckte sich und blickte zuerst zur Stadtseite hinüber. Die Stadt war nicht vollständig aufgegeben worden. Im Basar sah er Händler, die sich entweder verspätet hatten oder ihr Geschäft und ihre Ware nicht aufgeben wollten. Und in den Höfen, vor den Kirchen, auf den Gassen waren hin und wieder Menschen zu sehen, alte und kranke, verängstigt und still.

Der Wald lag ruhig und friedlich, der Wind bewegte sanft die Baumwipfel. Man konnte beinahe glauben, dass die Aufregung umsonst gewesen war und sich dort nichts befand, was einen ängstigen müsste. Der Wald atmete selbstvergessen, wie ein schlafendes Wesen, das durch nichts geweckt werden konnte. Aber plötzlich erwachte es.

Iane erkannte hundertfaches Flackern, nur eine Meile weit vom Fluss entfernt, und wusste, dass es von den Waffen der Janitscharen und von den Geschützen stammte. Es folgte ein tiefes und dumpfes

Stampfen und Donnern von Abertausenden Pferden, den Kanonen und den schwer beladenen Karren. Iane geriet in Erregung wie in früheren Tagen, stützte sich auf die Brüstung und rief mit ganzer Kraft: «Vin!», dann beeilte er sich, sich im Gefängnis einzuschließen.

Sinan Pascha zog an der Spitze seiner Armee in die Stadt ein. Er befahl, in einem der Klöster eine Garnison einzurichten, einen Verteidigungsgraben um die Festung auszuheben, und gab Soldaten und Pferden, mit denen er Mihai Vodă verfolgen wollte, etwas Zeit, um sich auszuruhen. Während die Soldaten die Stadt plünderten, besichtigte er die Festung und den Fürstenhof.

Iane sah den Greis, der, begleitet von seinen Offizieren, den Hof abschnitt und dabei seinem Versteck immer näher kam. Als sie davorstanden, drückten die Türken die Tür ein, traten ein, und da sie nichts von Wert sahen, wollten sie enttäuscht wieder abziehen, als sie schließlich Iane entdeckten und ihn herauszerrten.

«Wer bist du?», fragte Sinan, dem tatsächlich fast alle Zähne fehlten, und einer der Offiziere übersetzte.

«Ich bin gar niemand, großer Pascha.»

«Weshalb sitzt du im Gefängnis?»

«Ich soll Angst und Schrecken verbreitet haben.»

«So, wie du aussiehst, hättest du auch meinen Männern beinahe einen Schrecken eingejagt.» Die Türken lachten. «Aber mir soll es recht sein, wenn du die walachischen Hunde geängstigt hast. Lasst ihn frei!»

Iane blieb wieder allein. Am Tag saß er in der Sonne vor dem Gefängnis oder suchte im Basar nach etwas Essbarem, immer darauf bedacht, keinem Türken über den Weg zu laufen. Wenn es Nacht wurde, zog er sich wieder in sein Verlies zurück. Sinan hingegen

ließ zehntausend seiner Soldaten in der Stadt zurück und zog mit dem Hauptteil seines Heeres hinter Mihai Vodă her.

Aber der Pascha und Großwesir, der Jemen und Tunis erobert hatte, der die Safawiden geschlagen hatte, der Statthalter von Ägypten und Damaskus gewesen war, war vom Glück verlassen worden. Er war, als er Mihai Vodă eingeholt hatte, so entsetzt vom Anblick der unzähligen neuen Soldaten des Voievoden, dass er, anstatt zu kämpfen, den Rückzug befahl.

Der hektische, überstürzte Marsch zur Donau zurück führte die Osmanen zunächst wieder in die Stadt, die sie noch gründlicher ausraubten und in Brand setzten. Die Flammen verschlangen alles, was sie auf ihrem Weg vorfanden: den Basar, die Kirchen, die Palisaden, den Fürstenhof; bis auf rauchende Ruinen blieb kaum etwas übrig. Tausende Augenpaare schauten aus dem Wald der Agonie der Stadt zu.

Das ist die Legende von Iane, der warnen wollte und verbrannte oder auch nicht. Während die Stadt in den folgenden Jahrhunderten viele andere Katastrophen ereilten, die Pest, der große Hunger, Erdbeben, Überfälle und Besatzungen, reiste diese Legende durch die Zeit und jeder dichtete ein bisschen mehr hinzu oder ließ etwas weg.

So meinten die Optimisten, Iane habe sich retten können. Er habe endlich die Flucht ergriffen, als die Flammen sich genähert haben. Oder dass das Feuer dem Gefängnis aus Stein sowieso nichts habe anhaben können und er drinnen sicher gewesen wäre. Anderen, pessimistischeren, war hingegen klar, dass Iane verbrannt war.

Diese Legende erzählte man sich in Bukarest noch 1892, als mein Großvater, damals ein Junge von zehn Jahren, sich eines Morgens das Gesicht wusch, seine Sachen zusammenpackte, seine Schuhe band und sich für die erste große Reise seines Lebens bereitmachte.

Kapitel 2

Großvater Daries erste Kindheit war getaucht in Gerüche. Bis April oder Mai herrschte der malzige, süßliche Geruch aus der Brauerei Oppler. Dann fluteten die Obstbäume, die Vișini, Meri, Cireși, Gutui, die Gärten und Wiesen auf dem Dealul Spirii, dem Spirii-Hügel, fast schon am Rande der Stadt, mit ihrem Duft.

Wenn die Linden im Hof der Kirche Izvorul Tămăduirii blühten, war es schon Sommer. Es war heiß wie in einem Glutofen, und Daries Vater stank dann noch stärker nach Bier, denn, wie er sagte, wo sonst als im Oppler-Biergarten konnte man bei einer solchen Hitze kühl sitzen und seinen Durst löschen. Im Löschen kannte er sich aus.

Seine Mutter roch nach Weihrauch, wenn sie nach ihren langen Wanderungen durch die Kirchen der Stadt leise nach Hause gekommen war, und über allem schwebte der Geruch von Tierdung. Man hielt Tiere hier – Ziegen, Pferde, Kühe, Gänse, Hühner –, wo Bucuresci oder Bucureștii, wie man die Stadt damals bezeichnete, ausfranste und dörflich wurde.

Das jährliche Spektrum der Gerüche wurde im Herbst und Winter um das brennenden, wärmenden Holzes erweitert und im Dezember ging das Jahr mit dem Geruch der Mutter zu Ende, dem Weihrauch, wenn Cristos' Geburt gefeiert wurde, sogar mein Urgroßvater